

**BURAK
YILMAZ**

suhrkamp nova

**EHREN
SACHE**

**KÄMPFEN GEGEN
JUDENHASS**

suhrkamp nova

Burak Yilmaz

**EHREN
SACHE**

Kämpfen gegen
Judenhass

Suhrkamp

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch 5171

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Thekla Ehling / Agentur Focus

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47171-5

EHREN SACHE

Kämpfen gegen
Judenhass

INTRO

Am 10. Januar 2009 öffne ich das Jugendzentrum in Duisburg. Seit einigen Monaten arbeite ich hier als pädagogischer Betreuer. Ich bin zwanzig Jahre alt und im ersten Semester Germanistik und Anglistik, um Lehrer zu werden. Es ist Wochenende und an diesem Nachmittag findet eine Anti-Israel-Demonstration in der Stadtmitte Duisburgs statt, von der ich zu dem Zeitpunkt nichts weiß. Die Jugendlichen im Zentrum sind gut drauf. Sie erzählen mir von ihrer stressigen Schulwoche, ein paar spielen am Kicker, andere Schach, das ist neu. Hinter der Theke bereite ich ihnen Sandwiches und Getränke zu. Heute sind weniger da als sonst. Eigentlich ist es am Wochenende immer rappellvoll. Die ersten zwei Stunden vergehen schnell.

Während ich die Regale ordne und die Theke sauber mache, platzen plötzlich Ilkay und drei Freunde von ihm rein. Sie treten die Tür auf, stellen sich zu viert in einer Reihe auf, strecken den rechten Arm aus und schreien: »Heil Hitler!« Mit ausgestreckten Armen bleiben sie stehen. Alle anderen schauen sie entsetzt an, sind geschockt. »Raus hier! Sofort! Raus hier! Verpisst euch!«, schreie ich sie an. Ich laufe wütend auf sie zu, packe sie an ihren Jacken und schubse sie raus. Ich brülle und schmeiße sie vor die Tür, Hauptsache raus hier! Die vier lachen. Als sie vor mir wegrennen, ruft Ilkay zurück in meine Richtung: »Wir sind Antisemiten. Daran kannst du nichts ändern!«

Nachdem sie weg sind, atme ich tief durch. Was war das gerade? Wieso sind die auf einmal hier aufgetaucht? Ich stehe total neben mir, gehe wieder rein. Die anderen starren mich an. Sie sind genauso perplex wie ich. Keiner sagt was. Wir können nicht glauben, was gerade passiert ist. In dem Moment weiß ich nicht, wie ich das auffangen soll. Stille. Dann lasse ich meiner Wut freien Lauf: »Was bilden die sich ein? Sind die wahnsinnig geworden? Wieso stürmen die hier so rein und zeigen den Hitlergruß? Sie sind Muslime, eine Minderheit mit allem, was das bedeutet. Die wissen doch selbst, wie sich das anfühlt, trotzdem sind sie stolz auf ihr Verhalten? Was für eine Arroganz, als sie mir den Spruch drückten, dass ich daran gar nichts ändern kann!«

Langsam fange ich mich wieder, ich erkläre den anderen meine Reaktion, meine felsenfeste Überzeugung, dass Respekt die wichtigste Grundlage des Zusammenlebens ist und der Hitlergruß maximal respektlos. Diese Geste greift unser Zusammenleben an. Sie steht für Hass, und der hat hier nichts zu suchen. Viele geben mir jetzt recht, teilen meine Meinung, doch einige halten es für übertrieben, wie ich reagiert habe. Das sei nur ein kleiner Spaß gewesen und halb so wild. Woher dann das riesige Selbstbewusstsein bei Ilkay und seinen Freunden, als sie sich als Antisemiten bezeichneten? Ist Judenhass nur ein kleiner Spaß? Als Mensch, als Muslim, als Mitglied einer Minderheit, kann ich solches Verhalten nicht akzeptieren, auch nicht, wenn es von meinen Leuten kommt.

Als Muslim empfinde ich den Hitlergruß als Angriff auf meine Menschenwürde. Denn die Ideologie dahinter spricht mir das Menschsein ab, lässt mich minderwertig bis wertlos erscheinen. Dass meine Glaubensbrüder so etwas tun, macht mich fassungslos. Tagelang bin ich verstört, starke Zweifel,

unzählige Fragen steigen in mir auf. Wie passt das zusammen, wie kann das passieren?

Judenhass habe ich schon oft erlebt. In der Koranschule, auf Familienfeiern und Hochzeiten in meinem deutschen Umfeld, als Schiedsrichter auf dem Fußballplatz. Aber die Erfahrung mit den vier Jungs markiert den Höhepunkt. Über Wochen lässt mich das nicht los. Ich stehe erst am Anfang meiner pädagogischen Arbeit und schon ist klar, dass ich Judenhass tagtäglich begegnen werde, dass er für viele »normal« ist. »Wir sind Antisemiten. Daran kannst du nichts ändern!« Vielleicht haben sie Recht. Vielleicht kann ich daran nichts ändern. Doch mich verändert dieser Tag gewaltig. Ich treffe eine Entscheidung: Ich will etwas tun. Ich will kämpfen gegen Judenhass, das wird für mich Ehrensache.

Am Anfang standen biografische Gesprächskreise, die ich gleich nach dem Vorfall organisierte. Daraus entwickelte sich nach drei Jahren die erste Gedenkstättenfahrt nach Auschwitz für muslimische Jugendliche. Das war 2012. Ich initiierte das Projekt »Junge Muslime in Auschwitz«, und seitdem sind vier Theatergruppen entstanden, um dieses Anliegen in die Öffentlichkeit zu tragen. Seit 2019 leite ich die Theatergruppe »Die Blickwandler«. Mit unserem Stück *Benjamin & Muhammad* touren wir durch Schulen und Theaterhäuser in ganz Deutschland. Es handelt von einer jüdisch-muslimischen Freundschaft, die allen Widerständen standhält. Ich startete die Videoreihe »Junge Muslime gegen Antisemitismus«, wirkte an zahlreichen Dokumentationen und Reportagen mit.

Hass abbauen und Begegnungen schaffen ist zu meiner Arbeit geworden, und meiner Überzeugung. Dabei stellen

sich mir Fragen: Was hat Judenhass mit meinem Leben zu tun? Wo begegne ich ihm? Was löst er in mir aus? Wie kann ich gegen ihn kämpfen? Was muss passieren, damit Jüdinnen und Juden angstfrei in unserer Gesellschaft leben können?

Antworten auf diese Fragen zu finden betrachte ich als meine Lebensaufgabe. Dabei verspüre ich viel Entsetzen, Schock, Verzweiflung, Wut. Doch neben all den negativen Emotionen wird mir auch bewusst: Ich bin nicht ohnmächtig gegen diesen Hass. Judenhass ist kein Monster, das mich klein und hilflos werden lässt. Judenhass ist eine Ideologie, ein vereinfachtes Weltbild und – vor allem anderen – ein Gefühl der Verachtung. Um dagegen zu kämpfen, braucht es Worte und Taten. Es braucht Gespräche, Strategien, Leidenschaft.

Es braucht eine lebendige und kritische Erinnerungskultur. Und dazu gehört, dass jede Generation die dunklen Kapitel deutscher Geschichte neu aufarbeitet. Ich bin in Deutschland geboren, hier aufgewachsen. In dem Land, das die nationalsozialistische Ideologie, das die »Rassenlehre« in die Welt brachte und für den Holocaust verantwortlich ist. Die Deutschen begingen einen Völkermord mit dem Ziel, jüdisches Leben, die jüdische Kultur zu vernichten. Dieser begann nicht erst in den Konzentrationslagern, sondern an vielen verschiedenen Orten, auf dem Dorf, in der Stadt. So auch in Duisburg, das als Stahlstandort für die Produktion von Kriegsgütern eine zentrale Rolle spielte. Meine Heimatstadt hat den nationalsozialistischen Terror kollektiv mitgetragen.

Heute hat das Gedenken an den Holocaust keinen gesamtgesellschaftlichen Rückhalt mehr. Seit Jahren wird das Erinnern vehement angegriffen. Die, die ein Ende des Erinnerns fordern, sind nicht nur Neonazis oder Rechte. In der Mitte der Gesellschaft macht sich eine Abwehrhaltung breit. Doch auf Forderungen nach einem »Schlusstrich« kann es

nur eine Antwort geben. Denn die Ideologie des Judenhasses gehört mitnichten der Vergangenheit an. Jüdinnen und Juden als »Fremde« oder »Andere« zu stigmatisieren, sie als Verschwörer, als reich, mächtig und hinterlistig darzustellen, ist Teil unserer Gegenwart. Jüdisches Leben in Deutschland ist bedroht. Wie wir dieser Bedrohung begegnen, wird für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft entscheidend sein.

1

FAMILIE

Ich kenne hier jeden

Die Straßen in Obermarxloh gehören uns Kindern. Hier dribbeln wir mit dem Ball, malen mit Kreide auf den Boden, an die Hauswände, spielen Verstecken, Fangen, mit Murneln. In den vielen Spielstraßen, alle nach deutschen Dichtern benannt, muss jedes Auto langsam fahren. In unserem »Dichterviertel« sind die Siedlungen quadratisch, an allen vier Seiten von einer Straße begrenzt. Jede Siedlung hat einen großen Innenhof, oft mit einem Spielplatz in der Mitte. Und jede bekommt von uns Kindern einen Namen. Unsere heißt *bizim mahale* – unser Hof. Nördlich von uns liegt *laz mahale* – der Hof der Lazen, denn dort wohnen viele Menschen aus der Schwarzmeerregion. Die im Osten nennen wir *sosyete mahale* – der High-Society-Hof. Dort halten sich alle für was Besseres. Im Süden liegt *alman mahale* – der Hof der Deutschen, bewacht von einem alten deutschen Mann am Fenster, der tagein, tagaus auf seinem Kopfkissen in der Fensterbank lehnt, Bier trinkt, Zigarillos raucht und Schlager hört. Und dann im Westen *alevi mahale* mit den vielen Aleviten und Kurden. Jede Siedlung hier ist eine eigene Welt. Und für uns Kinder könnte es keine bessere als unser Dichterviertel geben.

Unser Innenhof ist schön und hat genug Platz für alle. Die Wand am Hofeingang sticht sofort ins Auge wegen der vielen Graffitis. Oft stehen da einfach türkische Schimpfwörter oder Namen von Leuten aus dem Viertel. Von den *abis*, den älteren Jungs im Viertel, wissen wir, dass sie auf der Wand die Namen

ihrer Mädchen verewigen und ihnen damit ihre Liebe gestehen – mit vielen, vielen bunten Herzen. Wenn ich eines Tages groß bin und mich in ein Mädchen aus unserem Hof verliebe, schreib ich ihren Namen auch hierhin.

Ich kenne hier jeden, und auch alle Eltern sind miteinander bekannt. An warmen Tagen sitzen sie gemeinsam im Innenhof und trinken Tee oder essen etwas an einem langen Tisch, während wir Kinder spielen. Die Menschen hier sind herzlich, liebevoll, fürsorglich. Man bringt sich Essen vorbei und passt auf die Kinder der Nachbarn auf. Unsere Nachbarin im Treppenhaus gegenüber ist eine alte türkische Frau. Ich nenne sie Oma. Sie lebt allein, ihr Mann verstarb vor vielen Jahren. Sie hat vier Enkelkinder, zwei Jungs, zwei Mädchen. Mit denen spiele ich jeden Tag in unserem Hof. Oma legt uns oft Plätzchen oder Obst auf ihren Balkon raus. Dann steigen wir über ihr Blumenbeet. *Akılı olun çocuklar*, seid brav und vernünftig, Kinder, sagt sie ständig.

Über uns lebt eine ältere Frau aus Polen, auch sie verwitwet. Sie kommt uns häufig besuchen und wenn andere Erwachsene im Hof mit uns schimpfen, weil wir so laut spielen, dann nimmt sie uns in Schutz: »Lass die Kinder draußen spielen! Besser als zu Hause Fernsehen gucken!«, ruft sie. Dariusz, ihr Sohn, ist unser Freund. Wir nennen ihn Mustafa, weil er so aussieht wie ein Türke. Dann gibt es noch eine dritte Frau, die im übernächsten Haus wohnt. Ihr Balkon liegt ganz oben. Bei gutem Wetter sitzt sie den ganzen Tag auf ihrem Balkon und liest. Den ganzen Tag! Auch sie lebt allein ohne Mann. Ihr Balkon geht zur Wiese raus, auf der wir Fußball spielen. Manchmal bringt sie uns Kuchen runter. Marmorkuchen, Zitronenkuchen und viele andere Sorten, die ich vorher noch nie gegessen habe. Alles, was sie backt, schmeckt großartig.

Doch auch hier gibt es einen Menschen, der immer ge-

mein zu uns ist. Ein alter Mann, der uns jedes Mal anschreit, wenn wir auf der Wiese vor seinem Balkon Fußball spielen. »Ihr Türkenkinder macht wieder den Rasen kaputt!«, ruft er dann, »haut ab in die Türkei mit eurem scheiß Fußball!« Wir machen uns einen Spaß daraus, ihn zu ärgern, tanzen vor seinem Balkon, machen ihn nach oder lachen ihn aus. Manchmal kommt er raus und rennt uns hinterher, um uns zu schlagen. »Euch Türkenkindern werde ich noch Respekt beibringen!« Wir rennen vor ihm weg und lachen uns kaputt. Einer meiner Freunde nennt ihn »Nazi-Opa« und ruft laut »Nazi, Nazi!«, wenn wir angeschrien werden. Ich weiß noch gar nicht, was Nazis sind, aber ich ahne, dass es was mit den Deutschen zu tun hat.

In unserem Innenhof spielen jeden Tag drei Dutzend Kinder. Wir sind die ganze Zeit draußen. Auf dem Spielplatz im Hof mit der Schaukel und Rutsche, dem geliebten Drehkarussell in der Mitte, wo wir uns so lange im Kreis drehen, bis uns schwindelig wird. Sind Mädchen dabei, spielen wir Mutter, Vater, Kind. Wir tun so, als seien wir eine große Familie. Die Türen zum Hof stehen immer offen. Man kann ein und aus gehen, wie man möchte. Vor allem beim Zuckerfest oder am türkischen Kinderfest liebe ich es, alle meine Freunde zusammenzutrommeln, um für Süßigkeiten an den Haustüren zu schellen. Rufen uns die Eltern zum Essen, kommen die Freunde mit. Wir essen zusammen und gehen danach wieder spielen in den Hof. Anders als bei den Deutschen, die gehen allein nach Hause und fragen nicht, ob jemand mitkommen will. Ein deutscher Freund von uns heißt Sven, sein Vater schaut uns immer beim Fußball zu und kommentiert alles. Der ist superlustig, seine Sprüche spornen uns an. Als ich

einmal bei ihnen zu Hause war, sagte er mir, ich solle nach Hause gehen, weil sie zu Abend essen. Ich war total entsetzt, bei uns daheim entscheiden die Gäste, wann sie gehen. Raus-schmeißen käme nicht in Frage. Den Deutschen ist das egal, was ich nicht verstehe.

Auch beim Begrüßen sind sie anders. Meine türkischen Freunde umarme ich oder wir begrüßen uns mit einem Wangenkuss. Begrüße ich meine deutschen Freunde so, dann treten sie einen Schritt zurück. Sie finden das komisch, wollen gar nicht so nah kommen. Mir ist das fremd, zu kühl. Ich bin eher herzlich und mag körperliche Nähe. Doch manchmal kann ich es auch nachvollziehen, dass unsere deutschen Freunde so sind. Denn vor allem, wenn wir Besuch haben, nervt mich dieses viele Anfassen und die Küsserei. Ich habe eine Großtante, die mich drückt, nicht loslässt und so viel küsst, als würde sie mein Gesicht ablecken wollen. Ich finde das ekelhaft, möchte das nicht. Drück ich sie weg, sagt sie: »Bist du jetzt Deutscher?« In den Momenten fühle ich mich überfallen und eingeengt. Ich möchte nicht jede Person an mich ranlassen, nur weil wir verwandt sind. Das verstehen viele aus meiner Familie nicht.

Bis zur zweiten Klasse ist unsere Kindheit im Innenhof ein absoluter Traum. Sind wir mal drinnen und zu Hause, schauen wir uns Kampffilme von Jackie Chan und Bruce Lee oder türkische Filmklassiker von Kemal Sunal an. Wir alle lieben Kemal Sunal, spielen Szenen aus den Filmen nach. Deutsche Filme dagegen langweilen mich.

Leider endet die unbeschwerte Zeit mit dem Beginn der dritten Klasse. Wir spüren den Druck unserer Eltern. Denn jetzt gibt es Noten auf den Zeugnissen. Niemand von uns

darf mehr lange draußen spielen. Mich macht das traurig. Meine Eltern werden immer strenger. Meine Mutter übt mit mir jeden Abend Diktate. Wenn ich es in Deutschland zu was bringen will, muss ich die Sprache beherrschen, sagt sie. Beim Diktat kennt sie keine Gnade. Ich darf erst schlafen gehen, wenn ich null Fehler mache. Und das jeden Abend, auch am Wochenende.

Alle Eltern haben Angst, dass wir auf die Hauptschule geschickt werden. So wie es bei ihnen war. Deswegen müssen wir so viel lernen. Wir sollen die Besten in der Klasse sein. »Als Türken müsst ihr hier doppelt so viel leisten!« Die Erwartungen der Eltern werden immer krasser. Dabei entsteht nicht nur Druck, sondern sie fangen auf einmal auch an, uns zu vergleichen. »Guck! Meltem und Sedat haben eine Eins in Mathe geschrieben! Du nur eine Drei!« Schreib ich dann eine Eins in Mathe, heißt es: »Was interessiert uns, was die anderen für Noten geschrieben haben?« Weil ich gut in Deutsch bin, vergleichen andere Eltern ihre Kinder oft mit mir, was mir total unangenehm ist. »Nimm dir mal ein Beispiel an Burak!«, höre ich dann oft. Svens Vater fragt mich einmal, welche Deutschnote ich habe. Als ich ihm erzähle, dass ich im Diktat immer null Fehler habe und lauter Einsen schreibe, schimpft er vor allen anderen mit seinem Sohn: »Sogar ein Türke ist in Deutsch besser als du. Bist ein Nichtsnutz, schäm dich.« Dabei gibt sich Sven viel Mühe. Es ist seltsam, dass wir als Türken laut unseren Eltern das Doppelte leisten müssen, aber wenn wir dann bessere Noten haben, sind die Deutschen sauer.

Zu Hause vergleichen mich meine Eltern, geben mir das Gefühl, dass ich schlechter bin als andere. Kommen Nachbarn, sind sie wie ausgewechselt. Dann geben sie mit mir an und plötzlich bin ich das tollste Kind der Welt. Mich macht das wütend, es verletzt mich. Ich würde das so gerne hören,